

# Flügel schläge

**N**atürlich reden wir über «Häutungen», das Buch, das Mitte der 70er Jahre aus einer 28jährigen Berner Physiotherapeutin über Nacht eine

Kultfigur machte, einen feministischen Star, eine andere.

nicht mehr Gleiche unter Gleichen. «Es hat Jahre gedauert, bis ich diese Erfahrung, ja diesen Schock verarbeitet habe», sagt Verena Stefan, die inzwischen 46jährige Schriftstellerin, die schon lange nicht mehr im bewegten Berlin lebt, sondern auf der Schwäbischen Alb, im 500-Seelen-Dorf Eglingen, im Postgebäude eines ehemaligen Schlosses der von Thurn und Taxis. Darf eine wie die Stefan das? Darf eine, die einst Gütesiegel der Frauenbewegung war, sich zurückziehen von den Stätten des politischen Kampfes, den Wohngemeinschaften abschwören und das Alleinwohnen mit Katze und Blumengarten kultivieren? Darf sie Texte schreiben, in denen nicht die Unterdrückung der Frau, sondern die Natur im Zentrum steht? Sie macht es auf jeden Fall, und allen Veränderungen zum Trotz ist die Sache der Frau nach wie vor der Mittelpunkt ihres Lebens. Die Sache der Lesben, wäre wohl zu präzisieren. Denn Verena Stefan lebt umgeben von lesbischen Freundinnen: «In einem Umkreis von 50 Kilometern ist hier so etwas wie eine lesbische Kolonie entstanden; eine hat die andere nachgezogen.» Die baden-württembergische Dorfbevölkerung wartet immer noch auf den Märchenprinzen, der ja nun endlich einmal an die Schlosspforte klopfen müsste, und sie kann sich partout keinen Reim darauf machen, wenn wieder Dutzende von Frauen um das Feuer im Garten sitzen und ein Frauenfest feiern. «Sie lassen uns in Ruhe, das ist die Hauptsache».

Nach ihrem Erfolg «Häutungen» zog sich die Bernerin Verena Stefan für lange Jahre in ein Dorf in Bayern zurück. Sie veröffentlichte Gedichte und Geschichten, doch keinen neuen Roman.

TEXT BARBARA LUKESCH / FOTOS LUCIA DEGONDA

«Alle starrten auf  
mein nächstes Buch. Und  
ich war wie gelähmt.»

stellt Verena. lieber Vera Stefan. lakonisch fest. Ihr Coming-out als Lesbe hat sie längst hinter sich. Kaum erkannt, wie stark die Anziehung anderer Frauen auf sie war, beschrieb sie diesen Prozess «des endgültigen Abschieds von Männern» in

«Häutungen». Im inzwischen fast 300 000mal verkauften Büchlein, das mit pastellfarbenem Wolkenhimmel auf dem Einband so unspektakulär daherkommt, vernahmen auch ihre Eltern die Kunde von der Wandlung ihrer Tochter: «Es war schwer für sie. Natürlich waren sie stolz, dass ich ein so erfolgreiches Buch geschrieben hatte: Wenn es nur ein anderes gewesen wäre.»

Das linke, feministische Berlin stellte die Erfolgreiche auf ein Podest. Bewunderung schlug ihr entgegen, aber auch Neid. Sie wurde mystifiziert, geliebt und gehasst; alle interessierten sich für sie. Tatsächlich für sie? «Ich befand mich in einer schizophrenen Situation, hatte ich doch ständig den Eindruck, man meine eigentlich nicht mich, sondern eine neben mir, eine, die ich noch gar nicht in mein Leben integriert hatte.» Sie war auf der Hut und hörte genau hin, als die Redaktoren von «Spiegel», «Stern» und all den anderen Blättern Schlange standen und ein Interview, eine Story wollten oder sie aufforderten, für das Millionenpublikum zu schreiben: «Ich habe mich damals all diesen Anfragen verweigert, weil ich zu grosse Angst davor hatte, was die Medien aus mir

machen würden.» Ihrem Erfolg tat dies keinen Abbruch; einige Jahre konnte sie von den Einkünften aus ihrem Buch leben. Und mit der Zeit war sie auch dazu imstande, die neue Verena Stefan, die Schriftstellerin, als Teil ihrer Persönlichkeit anzunehmen.

NR 21793

Bei einer Lesung im Gemeinschaftszentrum in Affoltern lerne ich sie kennen. Rund 20 Frauen und Männer lockt sie in das vollgestellte Zimmer der lokalen Spielgruppe. Ich hatte sie mir gross und schlank vorgestellt und sehe jetzt eine 1,59 Meter kleine, eher gedrungen wirkende Person, die auf derben, dicksohligen Schuhen daherkommt. Ihr Gesicht ist wie auf den Fotos: die lange, schmale Nase, die flirrenden, verwirrenden blauen Augen, die hohe Stirn; ihr Haar ist grau geworden. Als sie das Publikum anspricht, redet sie Berndeutsch. Sie behauptet,

/c

es sei nach 23 Jahren Aufenthalt in Deutschland unrein geworden. Es ist breit und klingt gut. Die Kraft ihrer Muttersprache konnte sie einst erproben, als sie einen Vergewaltiger in den USA mit lautem, unwirschem Dialekt in die Flucht schlug.

Sie liest einen unveröffentlichten, autobiographischen Text, ein «Sammelsurium», sagt sie, zu Stichworten wie «Tod der Mutter» oder «Lesbierin». Sie liest ruhig, klar, und wenn sie Wasser trinkt, schluckt sie geräuschlos. Auf ihrem Schloss lachen wir später über das Wassertrinken an Lesungen: «Ich hasse es, mit zitternder Hand das Glas zum Mund zu führen. kein Geräusch machen zu dürfen, schrecklich. Dabei habe ich so schnell einen trockenen Mund.» Sie verzieht ihr Gesicht, schmolzt wie eine Clownin.

In Affoltern liest sie jetzt also, denke ich. Am Ende der Welt. Wie hat sie es verkraftet, in die Niederungen der Normalität zurückzukehren? «Natürlich wusste ich, dass ich einen Superlativ wie «Häutungen» nicht wiederholen konnte. Aber die Erwartungen meiner Umgebung und der Öffentlichkeit waren riesig; alle starteten auf mein nächstes Buch. Und ich war wie gelähmt, ich hatte eine Schreibblockade.» Was sollte es denn sein: eine Fortsetzung von «Häutungen», das Gegenbuch, überhaupt ein Prosatext? Nichts von alledem. Sie veröffentlichte Gedichte, eine Form, die ihr am Herzen liegt; sie übersetzte Texte anderer Autorinnen aus dem Französischen und Englischen, und später schrieb sie «Wortgetreu ich träume», eine Geschichtensammlung. «Dies ist weder Fortsetzung noch Wiederholung eines Buches, das ein Kultbuch wurde», heisst es im

«Ich hatte den Eindruck,  
man meine eigentlich  
nicht mich.»

Klappentext, «dies ist ein poetisches Buch in einer unpoetischen Welt.» Wie zäh musste das Image der «Häutungen»-Autorin an ihr kleben, dass sie noch 1987 versuchte, es auf alle Arten zu beseitigen, um Platz zu schaffen für etwas Neues.

Auch diese Geschichtensammlung brachte nicht den neuen Erfolg; ihre finanzielle Lage war in den letzten Jahren prekär: Monat für Monat hat sie von 1500 Mark gelebt. Anfangs empfand sie es als Herausforderung, Ideen zu entwickeln, Kreativität zu entfalten, um der Geldnot ein Schnippchen zu schlagen. So richteten die Freundinnen einen Tauschmarkt ein: Streichst du mir eine Wand in meinem Zimmer, stricke ich dir einen Pullover. Alle hatten stets alles, doch je

länger, je mehr wurde sie von existentiellen Ängsten eingeholt. Das zehrt. Auch die Fortbildungsseminare für Lehrerinnen und die Schreibkurse in Frauenferienhäusern, die sie anbietet, und die Lesungen im ganzen deutschsprachigen Raum lösen das Problem nicht. Zurzeit hat sie wieder etwas Luft, da sie einen alten Hausteil verkaufen konnte.

Sie nutzt die Gunst der Stunde und schreibt an einem Buch über jugendliche Heldinnen in der Belletristik. Eine Mischung aus Sachbuch und Fiktion soll es geben, in dessen Zentrum «die Mädchen aus einem Roman mit denjenigen aus den anderen kommunizieren». Und der eigene Roman? «Der grosse Lesbenroman?» fällt sie mir ins Wort und lacht ihr freches Lachen, obwohl ihr, glaube ich, nicht zum Lachen zumute ist.

Sie holt weit aus, um zu schildern, wie Lesben in unserer Gesellschaft leben, gezwungen sind zu leben. Wie fremd sie sich fühlen angesichts der heterosexuellen Bilderflut, die ihnen im Fernsehen, der Werbung, in Büchern und im gesellschaftlichen Alltag ständig entgegenschlägt. Wie schwierig es sei, die eigene lesbische Realität täglich neu zu schaffen und

zu gestalten. Sie schildert den Druck im Nacken, den sie spürt, wenn sie an die Zeit der Hexenverfolgungen denkt und an den deutschen Faschismus, der Frauen, die ausbrachen und ihre eigenen Wege gingen, eliminierte: «In Berlin werden Lesben und Schwule bereits

wieder von Rechtsradikalen attackiert; der Saal, in dem ein grosses Lesbenfest stattfand, wurde kurz und klein geschlagen.» Wolle sie aber einen grossen Roman schreiben, brauche sie Erfahrungen: «Mehr Erfahrungen, wie Lesben leben und lieben», und dazu bedürfe es weiterer Jahre, in denen sie zunächst ihrem Tagebuch anvertraue, was dereinst für eine grössere Öffentlichkeit bestimmt sei.

Mit Männern hat sie kaum mehr Kontakt; mit ihren beiden älteren Brüdern, den Theologen, hin und wieder, mit dem Vater auch und mit dem Mann ihrer Hausbesitzerin. Erst kürzlich ist ihr bewusst geworden, wie radikal sie sich von der Männergesellschaft verabschiedet hat: «Ich bin ausgestiegen.» Auch die Anerkennung des etablierten Literaturbetriebs interessiert sie nicht; vom deutschen Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki möchte sie schon gar nicht an die Brust genommen werden: «Bewahre!» Frauen sind es, deren Aufmerksamkeit sie sucht; Frauen sollen ihre Texte gut finden: «Am wichtigsten ist mir das Urteil meiner engsten Freundinnen.»

Nun ist sie ja Schweizerin, halbwegs jedenfalls. Die Mutter stammte aus Bern, der Vater ist Sudetendeutscher. Viel am Hut hat sie allerdings nicht mit dem Land. Wie unter einer Käseglocke ruhe es, dampfe vor sich hin; wenn sie in der Schweiz weile, habe sie schnell das Bedürfnis, eine deutsche Zeitung zu lesen: «Sonst fühle ich mich schlecht informiert.»

1968, als sie der Heimat den Rücken kehrte, war sie auf der Suche nach Freiheit. Und wenn es zunächst nur die Freiheit war, nachts um zwei Uhr in einer Imbissbude in Berlin eine Currywurst zu essen, die hundertmal besser schmeckte als der perfekt zubereitete Sonntagsbraten ihrer Mutter. Berlin nahm sie gefangen: Die Stadt im Aufbruch mit einem euphorischen Gemeinschaftsgefühl unter den Jungen, den Linken und den Feministinnen. Die Frauenbewegung wurde zum Full-time-Job: ein Sitzungstermin jagte den nächsten, Manifeste, Flugis, Teach-ins, Sit-ins, Demos: «Eine verrückte Erfahrung», blickt sie zurück. Und geblieben ist sie dann doch nicht. Ständig sei sie umgezogen, der Liebe hinterher oder einer neuen Arbeit folgend. Bis nach Schleswig-Holstein in den hohen Norden hat es sie verschlagen, später in den Westerwald; monatelange Reisen haben sie in die USA, nach Malta und Griechenland geführt. Sie sagt: «Ich bin einfach nicht sesshaft.»

Erstmals nach dem Tod ihrer Mutter 1988 verspürte sie den Drang, in die Schweiz zurückzukehren. War es nun nicht an ihr, das Schweizer Erbe ihrer Familie anzutreten? Zurück nach Bern, vielleicht nach Zürich oder irgendwo aufs Land? Die Idee hat sich schon lange wieder verflüchtigt.

Schlossherrin Vera verabschiedet sich. Am Abend besucht sie eine Freundin und deren Schlange: «Ich lerne gerade, die Schlange anzufassen.» Eine Schlange, die in einer Schlangenedertasche in einem Terrarium haust. Stoff, aus dem der einst eine Geschichte wird. Geduld, Leserin, Leser, Geduld.

NR. 21/93